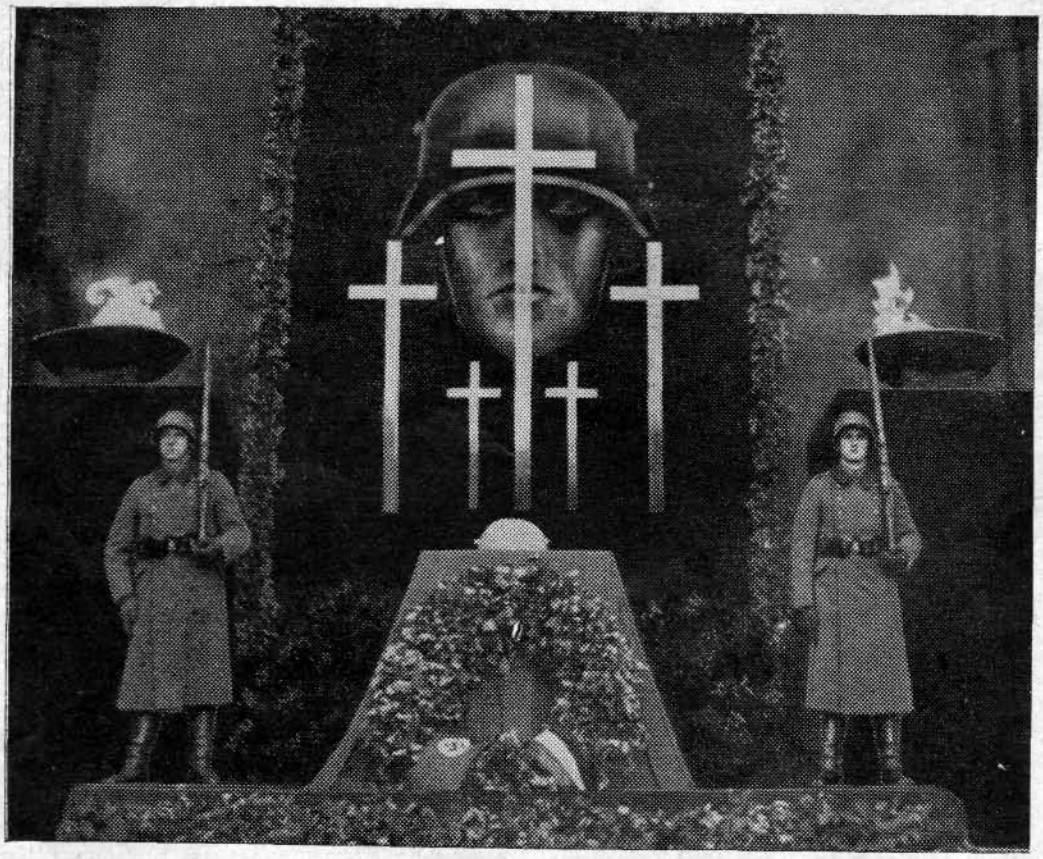
Nr. 8 / 130. Jahrgang 21. Februar 1937

Illustriertes
Erzgebirgisches Sonntagsblatt
Tageblatt
Annaberger Wochenblatt
Hauptzeitung des Obererzgebirges

Deutscher Heldengedenktag 1937



Die junge Wehrmacht ehrt das Gedächtnis der im Weltkrieg gefallenen Helden.

Hört uns, ihr Brüder! Wir halten Totenwacht,
unsere jungen Seelen sind loh entfacht,
unsere jungen Seelen sind wach und bereit,
um die Feuer sitzen wir, Hüter der Zeit,
schickt uns zur Antwort Kräfte der Ewigkeit.

Walter Flex.

Drei und ein Auto.

Roman von Gunthar Ulrich Ulenhorst.
(Copyright by: Horn-Verlag, Berlin W 35.) 6

Aus einem eleganten Modegeschäft kommt eine sehr elegante Dame in einem weißen Kostüm, einen kostbaren Weißfuchs lässig um die Schultern gelegt; unter dem flachen weißen Hut sieht ein schönes, etwas hochmütiges Gesicht hervor.

Gerade will sie den Fahrdamm überqueren, da kommt irgend ein eiliger Fußgänger, stößt sich durch die Menschen, rempelt die Dame an, die weiße Wildledertasche rutscht ihr unter dem Arm fort, fällt auf das Pflaster und ergießt einen Regen von Kleinigkeiten, Geld, Spiegel, goldene Puderdose, ein paar Briefe, Taschentuch, ein Parfümfläschchen, winzig klein in getriebenem Silber, auf die Straße. Die Dame steht einen Augenblick fassungslos, die Vorübergehenden lächeln über diesen kleinen Kramladen der Eitelkeit, der da plötzlich auf dem Straßenpflaster ausgebreitet ist.

Klemens Turnow hat sich als erster gebückt:

„Meine Gnädige, bemühen Sie sich nicht", er hebt alles auf, reinigt mit seinem seidenen Taschentuch sorgfältig die bestaubten Gegenstände, tut sie alle in die Tasche pustet den letzten Staub fort und reicht es der jungen Dame. Die hat untätig daneben gestanden, nicht eine Hand gerührt.

„Danke", sagt sie knapp, es klingt so unhöflich, als wäre es die Pflicht Turnows gewesen, hier die zehn und noch mehr kleinen Luxusdinge aufzuheben. Klemens Turnow wirft einen prüfenden Blick auf die junge Dame, auf die rechte Hand ohne Handschuh, ohne Trauring. Er müßte nicht Frauen der verschiedensten Art kennen, wenn er diese hochmütige Blonde nicht sofort einschätzen könnte. Reich, unmenschlich verwöhnt — ist seine Diagnose. Aber er weiß auch mit solchen Wesen umzugehen.

„Mein Fräulein", sagt er und lächelt sie dabei ironisch an, „ich habe keinen Dank verlangt. Aber wenn Sie es für nötig halten, mir einen solchen zu sagen, dann könnten Sie es gern ein wenig liebenswürdiger tun. Es könnte sich sonst ein anderes Mal nicht so leicht jemand finden, der Ihnen so bereitwillig zu Hilfe eilt. Guten Tag."

Er lüftet den weichen dunkelgrauen Hut sehr knapp und geht, ohne sich umzusehen, davon. Aber er spürt es, die Blonde mit dem hochmütigen Gesicht bleibt stehen wie angewurzelt, sieht ihm geradezu entgeistert nach. Turnow geht bis zur nächsten Ecke, schaut sich vorsichtig um. Die Blonde steigt gerade in ein Auto. Klemens winkt gleichfalls einem vorüberkommenden Wagen.

„Fahren Sie dem Wagen dort nach mit der Dame im Weißfuchs", befiehlt er. Der Fahrer grinst und nimmt die Fährte des anderen Wagens auf. Der hält endlich im Westen vor einem eleganten Hotel.

Klemens wartet an der Ecke, er kann den Hoteleingang genau übersehen. Kaum ist sie verschwunden, bezahlt Klemens seine Taxe und schlendert dem Hotel zu. In der Tür steht ein kleiner Boy. Klemens läßt ein Geldstück in die Hand des Kleinen gleiten: „Sagen Sie mal, die Dame in dem Weißfuchs, die da eben hereinging, war das nicht die Komtesse Stevensen aus Köln? Wenn ich mich nicht getäuscht habe, möchte ich sie begrüßen."

„Augenblick, mein Herr", der Kleine flitzt davon und kommt gleich wieder zurück:

„Nein, mein Herr, ein Irrtum. Die Dame ist ein Fräulein Harkort aus Stralsund."

„So, danke, dann habe ich mich geirrt — unglaubliche Aehnlichkeit."

Klemens grüßt und schlendert weiter. Harkort, Harkort — den Namen kennt er doch? Hängt doch mit Industrie zusammen. Das wird sich ja unschwer feststellen lassen. Jedenfalls nett, daß dieses Fräulein Harkort ihre Tasche hat fallen lassen und daß er darin die Eintrittskarte für heute Abend für den Tanzpalast gefunden hat.

Inzwischen wird er sich nochmal nach der kleinen Erni umsehen. Eigentlich müßte man es doch mal wagen, einfach hinaufgehen in das Atelier. Nicht, daß er etwa das Bedürfnis hätte, sich photographieren zu lassen. Im Gegenteil, darauf legt er den allerwenigsten Wert. Immerhin, er kann sich dort nach diesem und jenem erkundigen, vielleicht bekommt er dann Erni zu sehen und kann sich mit ihr verabreden. Nun, man wird eben sehen, was sich machen läßt.

— — — — — — — — —

Annemarie fährt im Lift zu dem „Atelier C. Seiffert" herauf. Es ist ein modernes Haus, in dem Cäserina Seiffert wohnt, blitzendes Metall, blitzendes Glas, alles hell und zweckmäßig. Eine Empfangsdame in schwarzem Seidenkleid mit weißem Kragen empfängt sie.

„Ich bin angemeldet." Annemarie nennt ihren Namen, „kann ich bald drankommen?"

„Fräulein Seiffert ist leider gerade bei einer Aufnahme, wenn Sie sich einen Augenblick gedulden wollen?"

Die Empfangsdame führt Annemarie in ein Wartezimmer. Sparsam verteilt hängen Bilder an den Wänden, Photos aus dem Atelier Seiffert, bemerkenswert gute Photos, wie Annemarie sachverständig feststellt.

„Ich lege nicht unbedingten Wert darauf, daß Fräulein Seiffert mich selber aufnimmt, man hat mir den Namen eines Fräulein Mey genannt?"

„Fräulein Mey ist nur einen Augenblick in die Dunkelkammer gegangen, sie kommt jeden Augenblick wieder."

Annemarie wartet eine Weile. Andere Menschen kommen, unaufhörlich geht die Klingel, Telephon ruft dazwischen. Und da kommt auch schon Erni, in einem weißen Kittel, das weiche Haar in einer schönen Welle über das kleine Ohr gelegt, sehr reizend, sehr jung, etwas blaß aussehend.

Es hilft nichts, sich in einen Flirt zu stürzen, um eine Liebe zu vergessen. Es wird alles dadurch nur noch schlimmer. Mit diesem Klemens Turnow hat sie innerlich Schluß gemacht. Eben hat er wieder im Geschäft angerufen, und wie immer hat sie das kleine Laufmädel an den Apparat gehen und bestellen lassen, daß Fräulein Mey nicht zu sprechen sei. Die Erregung über diesen lästigen Telephonanruf zittert noch in ihr nach.

„Fräulein Stöckert?" fragt sie in der Tür.

Annemarie steht auf — Erni wird noch blasser, geradezu weiß wie ihr blütenweißer Kittel.

„Fräulein Mey?" fragte Annemarie zurück; warum sieht denn diese Erni sie so starr an, als wollte sie sie mit ihren Blicken durchbohren?

Erni ist einer Ohnmacht nahe — sie hat Annemarie erkannt, es ist die junge Dame in dem bemerkenswert schönen Badeanzug, es ist die „Andere" aus Hiddensee, es ist das Ende ihres Glückes. Und sie darf ihren Schmerz nicht einmal hinausschreien, sie darf nichts tun, als mit einem gequält krampfhaften Lächeln sagen:

„Gnädiges Fräulein, hier links zum Atelier, wenn ich bitten darf."

Sie weiß nicht, wie sie neben Annemarie den Gang entlang zu dem Atelier kommt. Sie sieht Annemarie nicht an, und doch fühlt sie in allen Nerven, wie hübsch und elegant diese Nebenbuhlerin ist — viel schöner als sie, viel eleganter als sie.

Annemarie bemüht sich vergeblich, mit Erni in ein Gespräch zu kommen. Sie hat sich Erni so ganz anders vorgestellt nach den Schilderungen Fritz Krügers, zutraulich, warm und ein wenig kindlich. Nun sieht sie hier ein junges, geradezu unhöfliches Mädchen.

Sie sind an der Tür des Aufnahmeraums angelangt — da sagt Annemarie lächelnd: „Hoffentlich wird mein Bild recht hübsch, liebes Fräulein, es soll nämlich eine Ueberraschung sein für meinen Verlobten."

„Oh", kommt es ganz leise und wie ein unterdrücktes Stöhnen des Schmerzes von Ernis Lippen — und dann noch einmal „oh", aber nun ist es ein Laut der wilden Empörung. Mit blitzenden Augen stellt sich Erni vor Annemarie auf:

„Lassen Sie sich Ihre Bilder machen, wo Sie wollen, Sie unverschämte Person, ich bin mir zu gut dazu", mit geballten Fäusten steht sie vor Annemarie.

„Mein Gott, eine Wahnsinnige", denkt die, flüchtet aus dem Atelier, den Gang hinunter, Erni immer hinter ihr her. Erni kann sich nicht mehr helfen, all die Wut, der Schmerz dieser Tage, seit sie von Trude die Geschichte mit dem weißen Sportwagen erfahren hat, alles muß jetzt aus ihr heraus. Vorbei an den entsetzten Angestellten flüchtet Annemarie und hinter ihr rennt Erni, immer wieder schreiend und schluchzend: „Lassen Sie sich das Bild für Ihren Verlobten machen wo Sie wollen."

„Aber Erni, Fräulein Erni!" Die beiden anderen Assistenten, der Buchhalter versuchen, sie zu beruhigen, aber es gelingt nicht, denn nun gerät auch Annemarie außer Fassung:

„Das ist ja eine unmögliche Behandlung. Ich habe gedacht, dies wäre ein erstklassiges Atelier, aber Personal haben Sie hier — Personal —"

Der ganze Hochmut der Millionärstochter gegenüber einer kleinen Photographin kommt, ihr selbst unbewußt, zum Vorschein.

„Unterstehen Sie sich noch, mich zu beleidigen", Ernis Stimme ist ganz heiser vor unterdrückten Tränen. „Sie — Sie —"

Die zweite Assistentin drückt verzweifelt die Glocke, die zu Atelier zwei hinüberführt. Dort nimmt Cäsarina Seiffert gerade eine Schauspielerin des Staatstheaters auf — wenn Cäserina in der Arbeit ist, gilt strengstes Verbot, sie nicht zu stören. Aber was soll man hier machen? Wenn das noch weitergeht, liegen Erni und dies Fräulein Stöckert sich noch in den Haaren.

Ueber Ernis Gesicht laufen die Tränen, sie ist vollkommen verwirrt vor Wut und Kummer, sie hat nur einen Wunsch, dieser Nebenbuhlerin da weh zu tun, so weh, wie sie ihr getan hat. Aber was kann sie, ein armes, kleines Ding, jämmerlich von Fritz verraten, schon tun? Die Andere lacht sie ja doch nur aus.

Jetzt ist Annemarie schon an der Ausgangstür, die die schwarzseidene Dame erschreckt aufreißt. Im Hintergrund taucht wütend, überlebensgroß, Cäsarina auf, die man durch das SOS-Zeichen aufgestört hat. Sie begreift die Situation nicht.

Jetzt ein Aufschrei Ernis:

„Ach, Klemens, da bist du ja —"

Sie stürzt einem Herrn entgegen, der da gerade in die offene Ateliertür hineinwill und ebenso verdutzt wie Cäsarina auf diesen Tumult sieht. Erni hängt sich, zitternd, aufgelöst, in den Arm des Herrn und schreit die junge Dame an:

„Darf ich Ihnen vielleicht meinen Verlobten vorstellen, meinen Verlobten, jawohl, damit Sie es nur wissen."

Das letzte Wort hört Annemarie gerade noch, dann hat sie empört der Empfangsdame die Tür aus der Hand gerissen und hinter sich zugeschlagen.

Erni hat den Arm von Klemens Turnow losgelassen, zitternd steht sie da —

„Was bedeutet denn das?" brüllt Cäsarina Seiffert mit ihrer drohendsten Stimme. Aber kaum ist die Feindin Ernis fort, da ist es auch mit Ernis Kraft vorbei. Es wird ihr so komisch zumute, sie fühlt so einen eigentümlichen Schwindel, in den Ohren singt und sauft es, wie wenn man am Meer ist und hört das Meeresbrausen, es wird immer stärker, der ganze Raum dreht sich um Erni — und dann weiß sie nichts mehr von sich. —

— — — — — —

Sie erwacht eine Stunde später. Ihr Kopf schmerzt noch, in ihren Ohren ist noch ein leichtes Sausen, aber nun schon weiter entfernt. Sie kann die Dinge der Umwelt erkennen.

Wo befindet sie sich eigentlich? Sie kennt dies behagliche Zimmer gar nicht. Sie liegt in einem schönen breiten Bett. Die Fenster gehen auf einen schattigen Garten, aus dem es von Rosen duftet. Die Tür zum Nebenzimmer ist geöffnet — und eine Stimme, dunkel und behutsam, sagt irgend etwas. Das ist doch die Stimme der Chefin, Cäsarinas?

Plötzlich fällt ihr alles ein. Du lieber Himmel, wie hat sie sich benommen! Einer Kundin gegenüber. Sie hat sie gewissermaßen zur Tür hinausgeworfen — aber was dann gekommen ist — das weiß sie nicht mehr.

Ist das wirklich die Chefin, die jetzt behutsam in die Tür tritt? Ist das wirklich Cäsarina? Sonst hat sie einen Schritt, der die Dielen erzittern läßt. Aber jetzt geht sie so leise und behutsam — und wie sie jetzt spricht. Diese männliche, harte Stimme, so sanft — so, wie die Stimme einer Mutter! Und jetzt setzt sich die Chefin auf den Sessel neben Ernis Bett, streicht ihr mit der Hand über das verwirrte Haar:

„Nun, Kind, geht es wieder besser?" "

„Vielen, vielen Dank." Erni will sich aufsetzen. Aber Cäsarina drückt sie sanft in die Kissen zurück:

„Liegen bleiben! Der Arzt hat strengste Ruhe verordnet. Vor drei Tagen kommen Sie mir nicht aus dem Bett."

„Aber ich kann doch nicht — ich muß doch ins Geschäft — oder —"

Erni wird feuerrot: „Nicht wahr, Sie wollen mich doch nicht mehr haben, ich habe mich ja auch schrecklich benommen, verzeihen Sie mir nur, Fräulein Seiffert — Sie sind so gut zu mir, ich verdiene es gar nicht — aber — aber es war zu schrecklich."

„Nicht so viel rden, Erni, ich will gar nichts wissen und Sie brauchen sich vor der Hand um nichts zu sorgen. Sie haben jetzt nur eins zu tun, gesund zu werden."

Erni möchte gern fragen, aber sie ist zu müde und wirr im Kopf, sie möchte nur schlafen, schlafen und nicht mehr denken müssen.

Cäsarina wartet noch ein Weilchen, bis Erni tief und gleichmäßig atmet. Mit sorgenvollem Ausdruck betrachtet sie die Schlafende. Wie konnte es ihr nur entgehen, daß Erni in den letzten Tagen so schrecklich elend aussah? Was mußte geschehen sein, wenn dies tapfere und fröhliche Menschenkind so völlig aus dem Gleichgewicht kommen konnte? Vielleicht wird dieser Herr, den Erni plötzlich als ihren Verlobten bezeichnete, irgendeine Erklärung abgeben können, einen guten Eindruck hat er nicht auf sie gemacht. Er hat ihr gar nicht gefallen — und ihr ist immer, als hätte sie dies Gesicht schon mal irgendwo gesehen, aber an Cäsarina sind ja schon so viele Gesichter vorbeigegangen, in Paris, London, in Newyork, wo sie gearbeitet hat, daß sie sich auch täuschen kann.

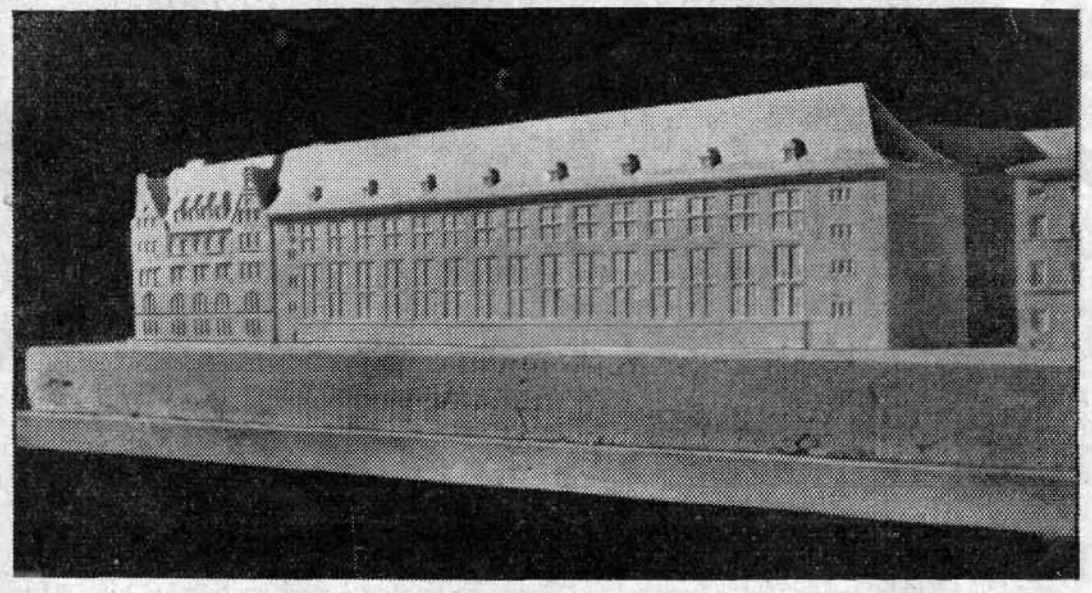
Sie geht leise in die Küche, dort hantiert die alte Bärbe, die schon in Cäsarinas Elternhaus gedient hat.

„Bärbe, ich muß jetzt wieder ins Atelier, Fräulein Erni schläft. Passen Sie schön auf sie auf."

„Fräulein Rina, da brauchen Sie keine Bange zu haben. Ich paß schon auf das arme Wurm auf. Und wenn sie wach wird, ich habe eine feine Taubensuppe, die ist gut für ein so armes Hascherl."

Cäsarina nickt der Alten zu, ja, Erni ist bei Bärbe in guter Hut. Sie kann beruhigt wieder ins Atelier gehen, sie hat sich ja mit Herrn Turnow verabredet. (Fortsetzung folgt.)

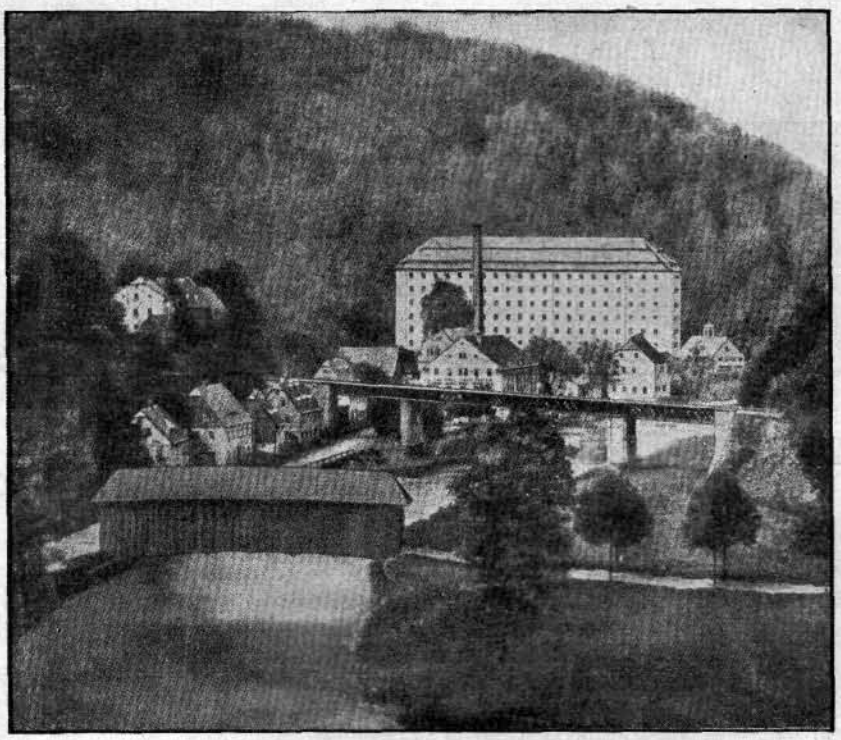
Das repräsentative Bauwerk des deutschen Buchgewerbes



wird das geplante Deutsche Buchforum (unser Bild zeigt das Modell), das in Leipzig im Mittelpunkt des Buchhändlerviertels seine bauliche Gestaltung erfährt. Der riesige Gebäudekomplex enthält die Reichsschule des deutschen Buchhandels, die deutsche Meisterschule für das graphische Gewerbe, die Deutsche Buchdruckerlehranstalt und die Kunstgewerbeschule der Stadt Leipzig, das Deutsche Buchgewerbemuseum und die technische Lehrsammlung, sowie die Bibliothek des Deutschen Buchgewerbevereins. (Pressephoto, K.)

Wie sich die Bilder ändern . . .

Die Vorgeschichte des DKK-Werkes in Scharfenstein, nach Quellen und mündlichen Mitteilungen bearbeitet.



Baumwollspinnerei Scharfenstein zur Jahrhundertwende. (Archiv der DKK-Werke.)

Ein sehr bekanntes Fleckchen Erde in unserem Erzgebirge ist der Ort Scharfenstein. Wer kennt nicht seine Burg, die Stülpnerwinkel und sein von starkem Industrieschaffen durchpulstes DKK-Werk.

Unverändert begrenzen wie in früheren Zeiten der trutzige Zenker und Ziegenrücken den Talkessel mit der Zschopauschleife und geben den Ausläufern des Erzgebirges in Scharfenstein noch einmal alle die Reize, die aus den wilden und sagenhaften Zeiten unseren Stülpner zum Raubschützen, Wilderer und Heimathelden werden ließen. Keine Straße, keine Eisenbahn, kein Sirenenlärm drang damals in die Einsamkeit des Tales. Nur die Zschopau rauschte ihr Lied an ein paar wenigen Wohnhütten und der trutzigen Burg vorbei und schleppte von dem dicht stehenden Buschwerk der Uferstreifen bei Hochwasser manche Birke und Weide tieflandabwärts. Der reiche Wasserzufluß der Zschopau, der sich hier an der schmalen Durchbruchsstelle noch anstaute, veranlaßte etwa um 1830 die zwei Fabrikbesitzer Fiedler und Lechla aus Oederan, ein Grundstück im Talkessel zu erwerben, mit der Absicht, eine Baumwollspinnerei dort zu erbauen. Grund und Boden gehörte dem damaligen Gasthofsbesitzer. Die billige Wasserkraft war die Grundlage für das Werk. Für Scharfenstein und die umliegenden Orte begann nun eine arbeitsreiche Zeit. Der Wehrteich und die Staumauer entstanden. Ein Stollen wurde für den Turbinengraben in den Felsen getrieben, wobei Bergleute beschäftigt wurden. Die aus dem Stollen ausgebrochenen Steine, sowie auch am „Schacht" gesprengte Felsblöcke wurden über eine hölzerne Notbrücke über das Wasser gefahren und zum Fabrikbau verwandt. Zum Mauern und Verputzen der Wände wurde mit Quark vermischter Kuhdung genommen. In Mengen haben in jener Zeit die Bauern der Umgebung auf Pferdewagen Quark herangefahren und sich damals den Namen „Quarkstadt" geholt. (Mildenau, Mauersberg). Die fertige Fabrik zeigte an der Längsfront das Turbinen-Wasserschloß, zwei nach hinten gehende Seitenflügel und hatte acht Stockwerke. Der Schornstein war um 16 Meter höher als bei den späteren Mollwerken. Die Bauzeit der Fabrik betrug 6 Jahre (1833—1839). Das Grundstück wurde durch ein großes Tor betreten, neben diesem war das jetzige Wohnhaus des Einwohners Felber, dessen Vorgänger gleichzeitig Tor- und Nachtwächter war. Fremde durften die Fabrik nicht betreten. Jede im Werk wohnende Familie hatte ihren Torschlüssel. An der Stelle, wo heute die Werkkantine der DKK-Werke steht, war eine Mehl- und Brettschneidemühle, gegenüber ein Stallgebäude (jetzt Ausstellungsraum). Hinter der Fabrik war eine Scheune und ein Teich (Wächterteich). Im heutigen Wohngebäude des Einwohners Pester befand sich die Schule. (Das neue Schulhaus wurde erst 1901 erbaut.) Weil die Arbeiter, es kamen Männer und Frauen, schon morgens die Kinder mitbrachten, entschädigte der Spinnereibesitzer die Lehrer und kam für Licht und Feuerung auf. Weiter befanden sich im Werkhofe ein Maschinenhaus mit einer 600 PS-Dampfmaschine, ein Kesselhaus, zwei Baumwoll-Lagerschuppen, deren einer einen Turm trug, dessen Glocke die Arbeitszeiten ein- oder ausläutete. Diesen Gebäuden gegenüber lag ein schöner Park mit Wasserkünsten und Teichen. Die Mehlmühle wurde später auch noch in Spinnräume, später in Büroräume umgewandelt. 1922 wurden darin Wohn- und Kabinenräume gebaut.

(Schluß folgt.)

Schloß und Bahnhof Scharfenstein um 1870. (I. E. S.-Archiv, 21/1927.)

Vom Preßnitztal zur Schwarzen Lockau.

Heimatgeschichtliche Untersuchung, nicht nur zum Nutzen der Kühnhaidner und Steinbacher, sondern auch zum Vergnügen anderer Leute von Robert Müller. (1. Fortsetzung.)

Der Erste, der — etwa 1630 — vermutlich auf dem Umweg über Satzung aus dem Preßnitzgrund zur Kammhöhe emporfand, war

Caspar Böttcher.

Dieser Caspar Böttcher stammte aus Oberschar. Er war Brettschneider, wie sein ältester Sohn und Sohnessohn. Am 12. April 1583 ist er in Arnsfeld getauft worden, während sein Weib Anna, eine Tochter Georg Porstmanns von Arnsfeld, „Anno 1586, am Tage der unschuldigen Kindlein" (28. Dez.) die Taufe empfangen hat. Seine Familie muß in Oberschar seßhaft gewesen sein; denn sowohl seine Eltern, Georg und Sybilla, als auch seine Großeltern, Ambrosius und Gertrud, sind — wie das Kirchenbuch sagt — in Oberschar gestorben und in Arnsfeld begraben worden.

Er selber, Caspar Böttcher, ist anscheinend ein unruhig Blut und ein wenig seßhafter Zeitgenosse gewesen. In Arnsfeld ist nur eins seiner Kinder zur Taufe gebracht worden, sein ältester Sohn Michael, von dem noch die Rede ist. Sonst ist zwei Jahrzehnte hindurch nicht zu ermitteln, wo er sein Wesen gehabt hat, bis er etwa 1630 in Kühnhaide auftaucht.

Das aber steht fest: Er kommt von Oberschar, und wird in Kühnhaide zum Ahnherrn eines Familienstammes, der sich dort tief einwurzelt und dessen Zweige weit hinausgehen ins Sachsenland.

Von ihm stammt in Kühnhaide zunächst die Sippe der

„Berg"-Böttcher.

Die „Berg"-Böttcher haben einmal im „Berg"-Haus gewohnt, auf das sich alte Leute im Ort noch gut besinnen können. Es stand über dem „Bergsteinfels" und ist vor etwa 50 Jahren abgebrochen worden. An seiner Stelle steht heute die Post. Die „Berg"-Böttcher sind im Heimatbereich dem Erlöschen nahe; aber sie waren einmal stark verbreitet. Noch sind die Namen „Bergauguftfritz", „Bergmine" und „Bergkorde" nicht ganz verklungen, und noch halten manche ihrer Abkömmlinge, die in die sächsischen Industriegebiete abgewandert sind, gute Beziehungen zur Heimat. Es wird wohl nicht immer so bleiben!

Die „Berg"-Böttcher stammen von Caspar Böttchers ältestem Sohn, Michael. Auch er war Brettschneider. Bei seinem Tode (1662) wird ihm das Zeugnis ausgestellt, daß er „ein klein aber fromb ehrlich dienstwilliger Man" gewesen. Seine Taufe ist zweimal „gebucht", einmal in Arnsfeld, wo er am 29. September 1609 tatsächlich auch getauft worden ist, zum andern Mal in Kühnhaide, und das erklärt sich so: Etwa 30 Jahre später, als Caspar Böttcher endlich in Kühnhaide festen Fuß gefaßt hatte, drang er in den damaligen Pfarrer Pistorius, die Taufe seines Aeltesten, der inzwischen heiratsfähig geworden war, auch im Kühnhaidner Taufbuch zu vermerken. Das geschah denn auch, wie auf der ersten Seite des Kühnhaidner Taufbuches auf dem unteren Rand heute noch zu lesen, mit der Begründung: „Dieweil er hier sich niedergelassen, hat er bittlich gesuchet und begehret, ihn hierin zu zeichnen, auch ein Taufzeugnis von Arnsfeld mitbracht."

Der andere Böttcher Stamm, von dem es heute in Kühnhaide noch mehrere Verzweigungen gibt, geht zurück auf Christoph, einen jüngeren Sohn Caspar Böttchers. Nach der Altersangabe im Totenbuch (1576) ist er 1618 geboren. Wo und an welchem Tage, bleibt noch zu ermitteln Im Kirchenbuch wird er

der „Hirt von Kühnhaide"

genannt. Es gab ja bekanntlich Jahrhunderte lang in Kühnhaide und anderen Orten die Einrichtung, daß im Sommer das Vieh der Ortsbewohner in gemeinsamer „Hut" zur Weide in den Wald getrieben wurde. Vielleicht ist diese Einrichtung damals in Kühnhaide noch neu und Christoph Böttcher der erste „Hirt von Kühnhaide" gewesen. Von ihm stammen alle Kühnhaidner Böttcher außer den genannten „Berg"-Böttcher ab: die „Philipp", die „Elis", die „Michel" und andere. Viele von ihnen haben ihr Brot im neubegründeten Hammerwerk gefunden, worüber noch zu reden sein wird, so der „Philipp" selbst (1710—69), der Hammerschmied war und außerdem seitens der Herrschaft die Erlaubnis besaß, Branntwein zu brennen. Am häufigsten aber waren diese Böttcher als Köhler tätig, der und jener brachte es wohl auch zum „Kohlmesser". Gerade aus ihren Reihen aber sind ungezählte fortgezogen und haben „draußen-rum" ihr Glück versucht. Die Kohlenmeiler ihrer Väter sind heute verloschen, und nur der Kundige erkennt noch ihre Spuren, längstüberwachsene Meilerstätten, wenn er an Sommertagen pilzesuchend durch die Wälder streift.

Bleibt nur noch nachzutragen, daß Caspar Böttcher aus Oberschar, der gemeinsame Stammvater aller Böttchergruppen in Kühnhaide, am 14. Februar 1640 in Kühnhaide gestorben ist. Vier Jahre früher nahm ihm der Seuchentod kurz hintereinander drei seiner Kinder. Sein Weib Anna überlebte ihn um 22 Jahre. Sie starb drei Wochen vor ihrem Sohn Michael.

Es mußte dann ein volles Menschenalter vergehen, bis auf den Spuren Caspar Böttchers neue Auswanderer aus dem Preßnitztal zur Kammhöhe emporfanden. Während aber Caspar Böttcher noch als Einzelner, Versprengter anzusehen ist, kamen sie dann am „laufenden Band". Caspar Böttcher war sozusagen Vorläufer, Bahnbrecher gewesen, dem die Aufgabe zufiel, das Gelände aufzuklären. Das Gros der Einwanderer aus dem Preßnitzgrund erschien erst erheblich später. Und das hatte seine guten Gründe.

Der Herr von Berbisdorff hatte in Kühnhaide — wie schon erwähnt — um 1665

ein neues Hammerwerk errichtet.

Das frühere vor Menschalter durch Andreas Hausmann erbaute muß Jahrzehnte hindurch darniedergelegen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Orchester des Führers

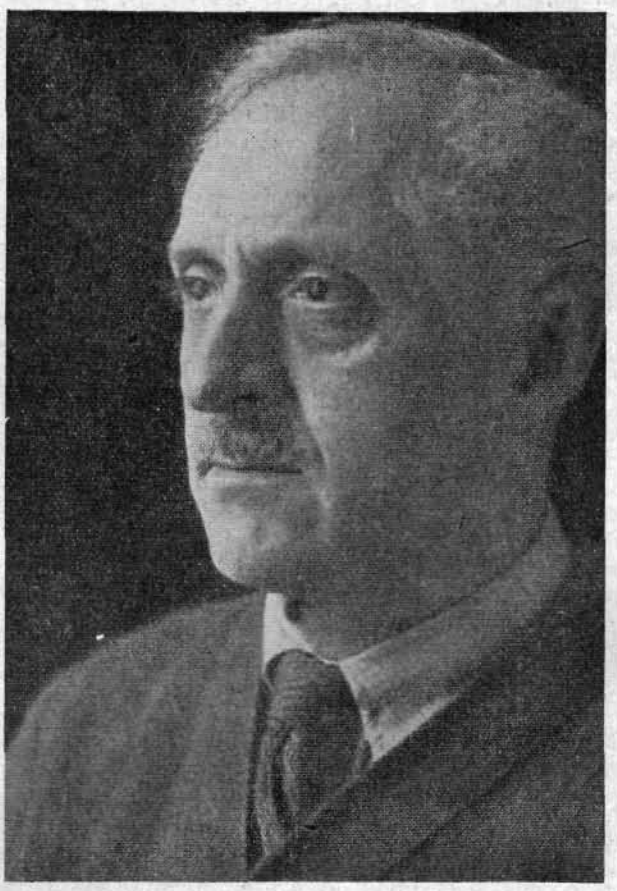
bot am 16. Februar 1937 im überfüllten Saale des „Deutschen Hauses" zu Buchholz ein erlesenes Konzert, das von Pg. Erich Kloß dirigiert wurde. Wir berichteten über die hervorragenden Leistungen des 90 Mann starken Klangkörpers ausführlich im T. A. W. (Aufnahme: Photo-Kötz, Annaberg.)

Ein begnadeter Meister der Feierabendkunst.

(5 Abbildungen, K., Teubner.)

Am 28. Februar vollendet Bildhauer Emil Teubner in Aue sein 60. Lebensjahr. Der Weg, den dieser erzgebirgische Bauernsohn gegangen ist, verdient es, bekannt zu werden. Sein künstlerisches Schaffen als Schnitzkünstler wird auch unseren heimischen Schnitzern manche wertvolle Anregung geben können.

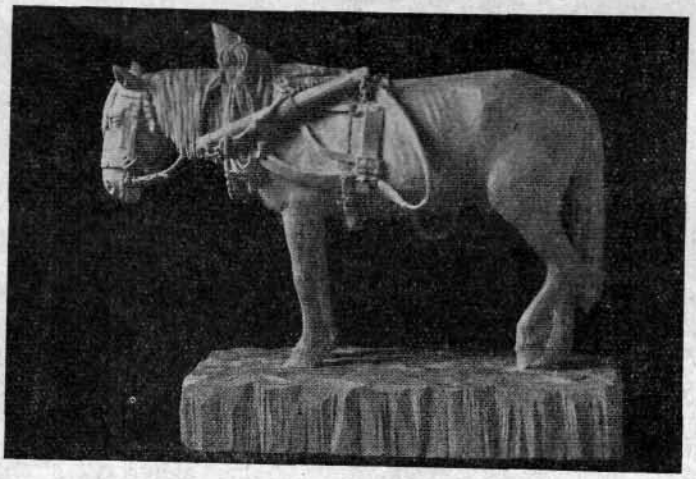
Gebürtig ist Teubner aus Steinbach unterm Auersberg. Als Sohn des Kleinbauern Louis Teubner wuchs er im Kreise von 8 Geschwistern auf. Die Dorfschule damaliger Zeit konnte ihm natürlich in künstlerischer Hinsicht nicht das mindeste bieten; nicht einmal der einfachste Zeichenunterricht ward erteilt. Und als Teubner einmal heimlich in der Religionsstunde ein Pferdegespann auf seine Schiefertafel hingezeichnet hatte, waren Schelte und ein paar derbe Ohrfeigen das erste „Künstlerhonorar", das sein Zeichnen für immer aus der Schulstube verbannte. Vierzehnjährig kam Emil Teubner als Grubenjunge in den Schacht „Wilder Mann" im Fastenberge bei Johanngeorgenstadt. Lieber hätte er ein Handwerk gelernt, aber bei der großen Kinderschar konnten die Eltern ihm das nicht ermöglichen. Trotz anfänglichen Mißmutes über die Berufswahl ward der von Haus aus heitere Junge bald ein fröhlicher Bergknappe und vortrefflicher Kamerad, der sich nur manchmal über die Schwächen der anderen in einer humorvollen Zeichnung lustig machte. Nach 5 Jahren jedoch legte er den Fäustel nieder, zog den schwarzen Grubenkittel aus und sah sich nach einer anderen Arbeit um. Die gab es auch in Hülle und Fülle drunten in Aue, wo damals die Metall- und Maschinenindustrie stark aufblühte. So ward er in Aue ansässig, gründete Heim und Herd und lebt heute noch dort, nunmehr als freier Künstler.



Emil Teubner, Aue.

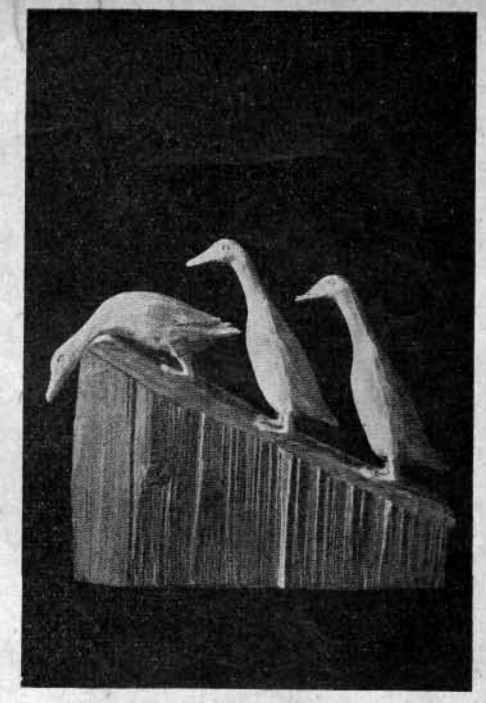
Bis zu seinem 33. Jahr ging sein Leben fernab jeder Kunst und künstlerischen Anregung. Da erzählte ihm ein Lößnitzer Arbeitskamerad vor Weihnachten 1910 von den Lößnitzer Schnitzern und nahm ihn mit in eine Schnitzausstellung. Das war das große umwälzende Erleben in Teubners Dasein. Er griff selbst zu Holz und Schnitzmesser und begann zu schnitzen, ohne jede Anleitung, einem inneren Zwange folgend. Die Vorbilder holte er aus der Erinnerung: er gestaltete sein einstiges Leben im Bergwerk, schuf Häuer und Steiger und Grubenjungen und Haspelknechte und Göppelwerk und Schacht und Halde. Seitdem ließ er nicht wieder ab von dieser sein ganzes Herz erfüllenden und befreienden „Feierabendkunst". Wie alle erzgebirgischen Schnitzer mußte auch er am Tage der Brot verdienenden Arbeit nachgehen. Aber die Feierstunden gehörten seiner Kunst, waren seine Erholung und seine Lust. Daran, die Kunst zur Geldquelle zu machen, dachte er damals nicht im entferntesten. Er ließ sich Glaskästen anfertigen, in die er seine Schöpfungen hineinstellte, sich zur Freude. Jetzt haben die kleinen Glaskästen längst wandgroßen Schränken Platz machen müssen und wären randvoll gefüllt, wenn nicht die meisten Werke immer unterwegs wären auf Ausstellungen hie und da. Am liebsten schnitzt Teubner draußen im grünen Walde, an dem sein ganzes Herz wie das eines jeden echten Erzgebirges inbrünstig hängt. Eine kleine Waldlichtung ist sein „Atelier", dort sitzt er nieder auf einem Baumstumpf, lauscht den Vögeln, nimmt sein Messer hervor und sein Holz und schnitzt. Schon als „Feierabendkünstler" ist er oft lange vorm ersten Fabrikpfiff des Sommermorgens oder abends nach dem letzten Fabrikpfiff hinausgewandert zu Natur und Kunst.

Erst mit dem 48. Jahre, nachdem er vielerorts und vielerseits Anerkennung und auch Förderung erfahren, wagte Teubner den Schritt, den Monteurkittel auszuziehen und sich ganz dem künstlerischen Schaffen hinzugeben. Und seitdem geht Kunstwerk um Kunstwerk aus seinen begabten Händen hervor, alle lebenswarm und anschauungsstark, von persönlicher Eigenart, großer Ausdruckskraft und urwüchsigem Gestaltungswillen. Nicht sind es allgemeine Gesichter, die sein Schnitzmesser aus dem Holze herausarbeitet, sondern jeweils ein bestimmtes Gesicht; er ist Porträtschnitzer. Und jedes Kunstwerk ist aus einem Stück geschnitzt. Was er auch gestaltet, sind Wesen seines Daseinskreises, die in seiner Kunst wiedergeboren werden. Es sind meist Bergleute, Arbeiter und Bauern, die unter seinem Schnitzmesser hervorgehen, oder auch Kinder, und dazu Tiere aus Dorf und Wald. So ist das Schaffen dieses einfachen Mannes aus dem Volke ganz volkhafte Kunst. Als sein stärkstes Werk empfindet Teubner „Die letzten Halme", das der Sächsische Staat angekauft hat. Es liegt viel Seelisches darin, wie überhaupt in allen seinen Schnitzereien, besonders aber in den rein gedanklichen Kunstwerken „Aufbau", „Befreiung", „Hindernis", „Kraftprobe" u. a. Mit einfachsten Mitteln erreicht er da tiefste Wirkung. Die Seele ist das Geheimnis seiner Kunst, ist der Lebensodem, den dieser Künstler seinen Werken einhaucht. In der Namengebung seiner Kunstschöpfungen vermittelt er die tiefe Idee, aus der heraus das Kunstwerk geboren ward.



Auf einen bei seinem Lebenslauf schon erwähnten Wesenszug, der auch in seiner Kunst dann und wann spürbar ist, möchte ich noch besonders hinweisen: das ist der überlegene Humor. Ganz fein weht er uns an aus den „Drei Enten am Teichdamm". Man sehe sich daraufhin die Tiergestalten einmal näher an, besonders die vorderste Ente, die ihren Hals so neugierig lang hinüber- und hinunterreckt.

Seit seinem 52. Lebensjahr ist Teubner auch noch Bildhauer. Wieder ging er da den gleichen Weg wie 20 Jahre vorher als Holzschnitzer: Eines Tages griff er zu Ton und



Meisel, und ohne Anleitung, ohne Modell, ohne Künstlerwerkstatt, unter den bescheidensten Verhältnissen entstand jetzt Plastik um Plastik, die zum Teil in den öffentlichen Anlagen der Stadt Aue aufgestellt sind. Wer hinunterkommt, der sehe sich einmal die überlebensgroße Plastik der ihr Kind zum Bade geleitenden Mutter im Stadtbad an oder die entzückende Brunnengruppe am Sonnenhof oder die Brunnenfigur am Eichert u. a. Alles Schöpfungen des Bildhauers Emil Teubner. Ebenso lebendig wie einst durch das Holz spricht hier sein Geist durch den Stein zu uns.

Deubner.

Was unsere Eltern und Voreltern erlebten. / Auszüge aus alten Jahrgängen des Tageblattes „Annaberger Wochenblatt".

Der Fahrplan der Postkutsche vor 75 Jahren. — In Annaberg wurde 1862 ein Vorschußverein gegründet. — Unehrlich Volk.

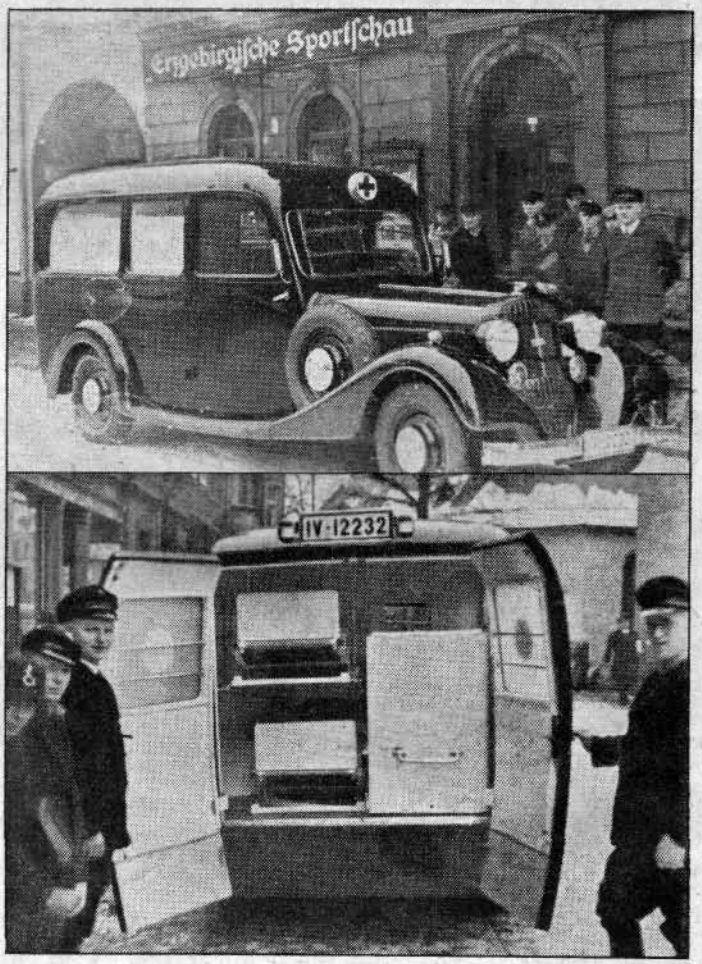
Wenn wir heute auf dem Annaberger Marktplatz bei der schmucken KVG-Warte stehen und das geschäftige Leben bei Ankunft und Abfahrt der Autobusse beobachten, können wir uns schlecht vorstellen, daß es einmal eine Zeit ohne Autobusse gegeben hat. Und doch fahren sie bei uns erst knapp 25 Jahre. Bis dahin war die Eisenbahn, die 1866 in unsere Gebirgsheimat gekommen war, die einzige Verkehrsmöglichkeit. Vordem gab es nur die für unsere Generation bereits sagenumwobene Postkutsche. Auch sie hatte ihren bestimmten Fahrplan. Im T. A. W.-Jahrgang von 1862 finden wir ihn veröffentlicht. Er gibt folgende feststehende Verbindungen an:

Nach Buchholz (Botenpost): 12 U. 35 M. Mitt. u. 8 U. 30 M. Abds.
Von „ 12 U. 25 M. Mitt. u. 8 U. 20 M. Abds.
Nach Chemnitz (Personen- und Packereipost): 10 U. 30 M. Vorm. 1 U. Nachm. (über Einsiedel) u. 10 U. 45 M. Nachm.
Von „ 5 U. 35 M. früh, 11 U. 20 M. Vorm. u. 10 U. 35 M. Abds.
Nach Freiberg (Pers.- u. Pack.-Post): 1 U. Nachts (über Heinzebank).
Von „ 9 U. 30 M. Abds.
Nach Geyer (Pers.- u. Pack.-Post): 6 U. 30 M. Nachm.
Von „ 12 U. 25 M. Mitt.
Nach Jöhstadt (Botenpost): 7 U. früh u. (Fahrpost) 3 U. 30 M. Nachm.
Von „ (Botenpost): 6 U. Abds. u. (Fahrpost) 9 U. 20 M. Vorm.
Nach Marienberg (Fahrpost): 6 U. Nachm.
Von „ (Fahrpost): 2 U. 50 M. Nachm.
Nach Oberwiesenthal (Fahrpost): 3 U. Nachm.
Von „ (Fahrpost): 9 U. 15 M. Vorm.
Nach Schwarzenberg (Pers.- u. Pack.-Post): 6 U. 45 M. Vorm. 12 U. 30 M. Mitt. u. 7 U. Abds.
Von „ 2 U. Nchm. 4 U. 30 M. Nchm. u. 10 U. 15 M. Abds.
Nach Weipert (Botenpost): Montags und Donnerstags 2 U. Nachm.
Von „ (Botenpost): 11 U. Vorm.

Vergleichen wir einmal die uns gegebenen Verkehrsmöglichkeiten, wie sie uns z. B. der T. A. W.-Taschenfahrplan, der inzwischen zu einem kleinen Buch angeschwollen ist, mit den unserer Groß- und Urgroßeltern, so können wir den gewaltigen Fortschritt des Verkehrswesens so recht ermessen. Allein vom Annaberger Marktplatz gehen täglich rund 95 Autobusfahrten ab, für die immer Bedürfnis vorhanden ist.

*

„Zur Wahrung und Förderung der materiellen Interessen gegenüber der alles verschlingenden Macht des großen Kapi-



Der neue Krankenwagen des Bezirksverbandes der Amtshauptmannschaft Annaberg wurde Mitte Februar 1937 in den Dienst gestellt. (T. A. W.-Bilderdienst.)

tals" wurde durch den Gewerbeverein Annaberg am 24. Februar im Gewerbevereinshaus ein Vorschußverein gegründet. Die erste Mitgliederversammlung fand am 27. Februar statt und wählte Dr. Schubert als Direktor, Telegraphenvorstand Schmidt als Kassierer und Oswald Marbach als Schriftführer. Ausschußmitglieder wurden Fabrikant Eduard Illing, Fabrikant Karl Illing, Stadtkassierer Fleischer, Oberforstmeister von Götz, Musikdirektor Gustav Thierfelder, Schneidermeister Kästner, Stadtrat Ficker und Gelbgießermeister Fleischer. Als Stellvertreter wurden bestellt: Glasermeister Bauer, Staatsanw.-Expedient Zschiesche, Seifensiedermeister Lehmann und Seifensiedermeister Bräuer. Das „Expeditionslokal" befand sich im Gewerbehaus.

Der Wolkensteiner Spar- und Vorschußverein, der bereits 1861 gegründet worden war, zählte 48 Mitglieder und verfügte über ein Grundkapital von 780 Thlr. Während seines halbjährigen Bestehens nahm er 1385 Thlr. Darlehen auf und gab 1481 Thlr. Vorschüsse aus.

Den brauberechtigten Hausbesitzern von Annaberg konnte am 20. Februar die freudige Nachricht gegeben werden, daß ihnen für 1862 eine Braudividende in Aussicht gestellt wurde. Scheinbar war das nicht alle Jahre der Fall.

1862 bestand in Annaberg bereits ein Möbel-Magazin der vereinigten Tischler. Es befand sich im Grundstück obere Fleischergasse Nr. 541 und empfahl im A. W. „eine reichhaltige Auswahl gut gearbeiteter Möbel, neuester Facon, in allen Holzarten."

So gut, wie man immer behauptete, war die „gute alte Zeit" nicht. Am 9. Februar 1862 wurden auf dem Wege von Kleinrückerswalde nach Bärenstein 178 Thlr. in Cassenbillets und Goldstücken in einem ledernen Leibgürtel, der auch Paß und Gewerbeschein enthielt, verloren. Mehrere große Anzeigen im Annaberger Wochenblatt forderten zur Rückgabe gegen angemessene Belohnung auf. Die Belohnung wurde sogar auf 30 Thlr. erhöht. Der diebische Finder behielt alles für sich! — In einer Gutswohnung in Mildenau wurde in der Nacht vom 7. zum 8. Februar eingebrochen. Eine Bekanntmachung des Königl. Bezirksgerichtes zu Annaberg zählt 17 Gegenstände auf, die — anscheinend von zwei Personen — gestohlen wurden. — In der Nacht vom 18. zum 19. Februar wurden aus einem Haus in Neundorf 29 Thlr. gestohlen. — Auch in Buchholz wurde eingebrochen. In der Nacht zum 28. Febr. wurden aus einer Wohnung neun Gegenstände „spurlos entwendet."

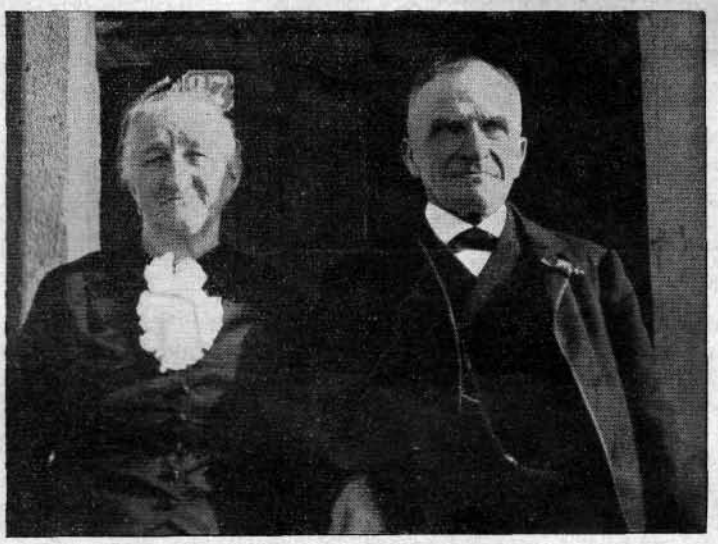
*

Am 21. Februar verunglückte der 46 Jahre alte Mühlenbesitzer Mosch zu Hirschleithe bei Mauersberg tödlich. Er war zwischen 9 und 10 Uhr von dem Gerüst, das an seinem durch das Hochwasser beschädigten Wehr gebaut worden war, in die Preßnitz gestürzt. Erst gegen 11 Uhr konnte seine Leiche nach langem Suchen, an dem sich Einwohner von Boden, Mauersberg und Schmiedeberg beteiligten, geborgen werden.

*

Die Kirchgemeinde Geyersdorf hatte einen Reparatur- und Erweiterungsbau ihrer Kirche beschlossen und vergab die Bauarbeiten am 24. Februar 1862 in einem Bietungstermin, der in der Grohmann'schen Schankwirtschaft des Ortes abgehalten wurde.

Goldene Hochzeit in Jöhstadt.



Landwirt Emil Weinhold und Frau Ida geb. Rätler

wurden an ihrem goldenen Hochzeitstag, 7. Februar 1937, in der St. Salvatorkirche eingesegnet. Das Jubelpaar, das sich allseitiger Wertschätzung erfreut, wurde allgemein geehrt. Der Jubelbräutigam steht im 78. Lebensjahr und gehört der Feuerwehr nahezu 60 Jahre an. Frau Weinhold befindet sich im 74. Lebensjahr und beide Ehegatten sind erfreulich rüstig. Wir wünschen dem würdigen Paar dem wir für seine dem T. A. W. gehaltene Treue herzlich danken, einen recht gesegneten Lebensabend.

Die ersten Motorradfahrer von Königswalde.

In Königswalde hat der Motorradsport zeitig Fuß gefaßt, wie das obenstehende Bild aus dem Jahre 1907 zeigt. Vier Wanderermaschinen befanden sich damals im Besitz von (im Bilde von links nach rechts) Max Metzner (heute Rektor von Buchholz), Franz Flohrer, Georg Hecker, Albin Mühlig (1917 †). Die Nummernschilder mußten der damaligen Vorschrift entsprechend vorn quer angebracht werden. Das mit IT bezeichnete Rad ist wahrscheinlich aus der Provinz Hessen-Nassau gekauft worden. Die Motorradprüfung fand seinerzeit in Wiesenbad statt. Ingenieur Meyer der Flachsspinnerei nahm sie ab. Die Steuer betrug für das einzylindrige Motorrad jährlich 10 Mark, für das zweizylindrige Georg Heckers mußte der doppelte Betrag entrichtet werden. Es konnte nur Leichtbenzin gefahren werden, da sonst der Vergaser streikte. So wurde das Benzin beim Kauf daraufhin gemessen. Tankstellen gab es noch nicht. Das Benzin wurde aus der Drogerie bezogen. Die Motorräder hatten Magnetzündung und mußten angeschoben werden; das war eine ziemliche Kraftprobe. Wenn der Motor endlich ansprang, schwang sich der Fahrer in den Sattel. Die meisten Bedienungshebel befanden sich am Tank. Gänge gab es noch nicht, so daß also mit der einfachen, nicht übersetzten Kraft gefahren werden mußte. Bei der Bergauffahrt wurde flott gefahren, damit der Motor die Schwungkraft behielt. Wenn er doch, etwa wegen eines scheuenden Pferdes, gedrosselt werden mußte, so war es mit der weiteren Bergfahrt vorbei. Es ging wieder zu Tal, um neuen Schwung zu holen. Die Fahrer trugen gewöhnlichen Straßenanzug, Lederbekleidung war noch nicht in Gebrauch. Infolge Fehlens der Kuppelung waren die Räder nicht so leicht zu bewältigen, und so passierte es einem der ersten Königswalder Motorradfahrer, daß er in Bärenstein in einen Leichenzug hineinfuhr und eine arge Verwirrung anrichtete.

Druck u. Verlag: C. O. Schreiber, Tageblatt „Annaberger Wochenblatt". Verantwortlich für Schriftleitung und Bilder: W. Thallwitz, Annaberg.